

häßige Stelle über Bourdes (249), die das Buch verunziert. An einer buddhistischen Zeremonie würde wohl Deussen nicht eine solche abfällige Kritik geübt haben.

Sucht man nach einer Erklärung, wie Deussen zu seinen so fremdartigen Anschauungen gekommen ist, dann muß man seine Unkenntnis des wirklichen Christentums in Betracht ziehen. In seiner Jugend kam er nur mit einem pietistischen Christentum in Berührung, dessen Dästerkeit und Übertreibungen seinen hellen und weltauftgeschlossenen Sinn abstießen. Unter dem Einfluß der radikalen Bibelkritik verlor er vollends den Glauben. Ein eifriges, aber auf eigene Faust betriebenes Studium der Heiligen Schrift ließ dann seinen schon voreingenommenen Geist in ihr die Ideen Indiens und Schopenhauers wiederfinden. Von der katholischen Kirche hat er höchstens die äußern Umfassungsmauern gesehen. So ging er an dem reichen Licht der christlichen Vorzeit vorüber und begnügte sich mit den Nebelgebilden Altindiens. Auch an Deussen bestätigt sich daher das Wort Mausbachs (Aus katholischer Ideenwelt [Münster 1921] 95): „So mischt sich immer wieder in das Studium heutiger Denksysteme, wenn man sie zu den philosophischen, dogmatischen und sittlichen Grundsätzen der (katholischen) Kirche in Beziehung setzt, das schmerzliche Bedauern, daß diese geheiligte, im Glauben und Denken der Jahrtausende erprobte Weisheit trotz ihrer Öffentlichkeit so vielen forschenden Geistern nur in undeutlichen oder verzeichneten Umrissen bekannt geworden ist.“

Max Prißilla S. J.

Katholisches aus Rumänien.

Der durch die Ergebnisse des Weltkrieges ansehnlich vergrößerte und, bis auf kleine Dafen, alle Angehörigen seiner Nationalität umfassende rumänische Staat befindet sich gegenwärtig in noch nicht abgeschlossenen Konkordatsverhandlungen mit dem Heiligen Stuhle. Von der 16 Millionen betragenden Bevölkerung der unter allen Balkanstaaten am meisten entwickelten Donaumonarchie bekennen sich 4 Millionen zur katholischen Kirche, darunter ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen mit griechischem Ritus und der darin seitens der Rumänen im 17. Jahrhundert angenommenen rumänischen Kultusprache. Eine besondere katholische rumänische Kirchenprovinz, Alba Julia, mit dem Metropolitansitz in Blasendorf (rumän. Blaj) und den Bistümern Großwardein, Gherla und Lugosch trägt für die geistlichen Bedürfnisse

der ihrer Religion treu und eifrig ergebenden Gläubigen Sorge.

Doch stehen die übrigen nichtkatholischen Rumänen ihrer Vergangenheit nach der katholischen Kirche keineswegs so fern, wie es, absichtlich oder unabsichtlich, aber leider nur zu oft, in der Öffentlichkeit betont wird. Angeblich soll das orientalische, vom Heiligen Stuhl getrennte Christentum die ursprüngliche, angestammte Religion der Nachkommenschaft der römischen Soldaten sein, welche Kaiser Trajan nach Niederringung der Dacier in den zweiten Gebieten zwischen Theiß und Donjeßtr, zwischen der Donau und den nördlichen Karpathen ansiedelte. Tatsächlich aber war gerade der römische Katholizismus die „vorersterliche“ Religion (legea strămoşască), wie der in Rumänien so beliebte Ausdruck lautet, der jetzt politisch geeinten Dstromanen.

Schon früher wiesen katholische Schriftsteller aus den Reihen der siebenbürgischen Rumänen, wie z. B. Professor Grama und der Geistliche Ardeleanu, darauf hin, daß in der rumänischen Sprache alles zum eigentlichen Wesen der christlichen Religion Gehörige mit Ausdrücken offenbar lateinischen Ursprungs bezeichnet wird. So heißt Gott Dumnezeu (Dominus Deus), Religion legea (lex), der Sonntag Duminica, das Kreuz crucea, das Gebet rugaciunea, das Altarssakrament comunicatura, die Kirche biserică (von dem in der römischen Kaiserzeit oft gebrauchten basilica abstammend). Wie die Sprache oft Beweise weittragender Bedeutung bietet, stellt sie für die Kirchengeschichte Rumäniens außer Zweifel, daß das Land die christliche Religion ursprünglich in lateinischer Form angenommen habe, was wiederum, dem Bestande des christlichen Altertums nach, den Verband mit Rom sicher einschließt.

Um so erfreulicher kommt uns dazu das offene Eingeständnis des Bukarester Professors Onciul in seinem Werke über das Entstehen der rumänischen Fürstentümer, wonach das Heimatland der heutigen Rumänen, die römische Militärkolonie Dacien, kirchlich vom Erzbistum Justiniana abhing, dessen Würdenträger als päpstlicher Vikar Dacien leitete.

Der oben erwähnte Professor Grama hält es mit Recht für wahrscheinlich, daß bereits unter den von Trajan aus allen Teilen des römischen Reiches nach Dacien zur Kolonisation herangezogenen Militärveteranen Christen waren, besonders weil die auf die ältesten römischen Niederlassungen hinweisenden Ausgrabungen mitunter schon christliche Symbole zu Tage gefördert haben. Der Katholizismus

jener ältesten Christen des heutigen Rumänien wird um so sicherer, weil nicht bloß das römische Martyrologium¹ (am 7. Januar), sondern auch der Bukarester Universitätsprofessor Pârvan, Mitglied der Rumänischen Akademie, und zwar mit wissenschaftlichen Beweisen, den hl. Nicetas, Bischof von Remesiana, als Apostel der Rumänen zwischen Theiß und Dneſtr im 4. Jahrhundert nachweist. Nicetas war aber nicht bloß lateinischer Bischof, sondern auch Schriftsteller in derselben Sprache, woraus sich hauptsächlich in Berücksichtigung des römischen Märtyrerverzeichnis, die Folgen für die hierarchische Unterstellung der neubekehrten Christen leicht ergeben. Ferner schreibt der verstorbene Professor der theologischen Fakultät Bukarest, Dobrescu, daß Dacien im 4. Jahrhundert der römischen Präfektur Illyricum zugehörte, welche später Konstantinopel angeschlossen wurde. Doch schreibt der erwähnte Gelehrte wörtlich über die dortigen, d. h. illyrischen, kirchlichen Zustände: „Der lateinische Ritus der Kirche konnte nicht so leicht geändert werden, wie die politische Trennung der Provinz vor sich zu gehen vermochte. Der Papst hatte in Illyricum als seinen Vikar den Erzbischof von Thessalonich bis in das 6. Jahrhundert, wo der Kaiser Justinian das Bistum Justiniana als Erzbistum ebenfalls des lateinischen Ritus errichtete.“ Dobrescu folgert hieraus die Zugehörigkeit der ältesten römischen Dacier zur römischen Mutterkirche.

In seinem Berichte über den Papst Gormosus² gesteht derselbe Gelehrte mit eigenen Worten ein: „Wir Rumänen sind vom Latinismus, d. h. vom lateinischen Ritus, welcher bis dahin, im 9. Jahrhundert, bei uns in der Kirche bestand, zu der uns von den Bulgaren gebrachten Orthodogie übergegangen. Die Bulgaren beherrschten uns politisch. Mit dem in dieser Zeit erfolgten Bruche mit Rom wurde die lateinische Sprache aus der bulgarischen Kirche gänzlich entfernt; die sich noch vorfindenden Reste sind völlig verschwunden. Die lateinische Liturgie in unserer Kirche wurde

durch die im bulgarischen Kaisertum eingeführte slawische ersetzt.“

Aus diesem gewiß unverdächtigen Zeugnisse eines Professors der orthodoxen, d. h. nicht-katholischen, theologischen Fakultät Bukarest erhellt somit, daß die dacischen Rumänen nur durch ihre politische Abhängigkeit vom ersten, infolge byzantinischen Einflusses von Rom bereits abtöndig gemachten Bulgarenreiche in das griechische Schisma hineingezogen wurden, welchem Ergebnisse die auch von bulgarischen älteren Kirchenschriftstellern hervorgehobene Einführung der cyrillischen Liturgie besonders dienstbar wurde.

Eingehender behandelt diese Zwangseinführung des bulgarisch-slawischen Schismas der keineswegs katholische rumänische Universitätsprofessor Xenopol, welcher außer einem mehrbändigen größeren Geschichtswerke über sein Volk auch ein geschichtliches Handbuch für Gymnasien und Realschulen verfaßte und darin ausdrücklich bezeugt, die Rumänen seien schon vor ihrer Zugehörigkeit zum Bulgarenreiche Christen, aber lateinische, gewesen. So lesen wir S. 43: „Als die Rumänen unter die bulgarische Oberherrschaft gerieten, und die Bulgaren mit Annahme des slawischen Christentums ihrem ganzen Reiche die Art ihrer Liturgie vorschrieben, begann eine Verfolgung der nationalen Form der rumänischen Kirche. Nach einer uns erhaltenen Überlieferung wurden sogar die lateinischen religiösen Bücher der Rumänen verbrannt und durch bulgarische Bücher ersetzt. So wurde der bulgarische Ritus eingeführt, welcher die rumänischen Lande beherrschte. . . Die den rumänischen Geist länger als 700 Jahre beherrschende slawische Sprache (900—1640¹) behinderte in diesem ganzen Zeitraume die Pflege der eigenen Sprache und Geisteskraft.“

Dieselbe Behinderung erkennt auch Professor Jorga in seiner rumänischen Kirchengeschichte an, indem er schreibt:

„Der Strahl höherer Kultur wurde an den Grenzen unseres Landes aufgehalten.“ Ja, Professor Puscariu urteilt: „In einer Zeit, wo jede kulturelle Bewegung seitens der Kirche erfolgte, war der Orthodoxyismus die in ihren Folgen bedeutsamste Tatsache, weil sie uns für ganze Jahrhunderte an die Kultur des Orients fesselte, welche eine trennende Mauer angefaßt

¹ Die Worte lauten: In Dacien des heiligen Bischofs Nicetas, der durch die Predigt des Evangeliums die wilden und rohen Volksstämme jener Gegend in gestiftete und friedliebende umwandelte.

² Gormosus war Papst 891—896 und erhob, vorher (ca. 866) Legat in Bulgarien, die bulgarische Metropole Ochrida zur kirchlichen Selbständigkeit, zum Patriarchat. Leider verfiel Bulgarien bald dem Schisma.

¹ Um 1640 veranlaßte der moldauische Fürst Basilius Lupus die Übersetzung der slawischen Kirchenbücher in das Rumänische, welches damit jedoch nicht sofort die Alleinherrschaft errang.

des Katholizismus unserer Nachbarn im Süden und Norden bildete, der uns die östidentale Kultur hätte vermitteln können.“²

Die Verwicklung der Rumänen in das orientalische Schisma war nach den obigen Zeugnissen eine passive. Gerade dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß die Anhänglichkeit an die wahre römische Mutterkirche niemals ganz erstarb und bei günstiger Gelegenheit sich lebendig betätigte. Als im zweiten Bulgarenreiche im mächtigen Zaren Joannitus der rumänische Teil des Staates das Ruder in seinen Händen hielt, sandte derselbe Herrscher alsbald eine Gesandtschaft an Innozenz III. (1198—1216) mit der Erklärung, daß Fürst und Volk in steter Erinnerung ihrer Zugehörigkeit zu Rom Treue gelobten und nur durch mißliche äußere Umstände vom lebendigen Anschluß ferngehalten wären. Die verhältnismäßig kurze Dauer des zweiten bulgarischen Reiches machte diesem erneuerten Anschluß der Rumänen an Rom ein baldiges Ende. —

Durch Errichtung des Reiches der St. Stephanskrone waren die in Siebenbürgen und den Nachbarländern wohnenden Rumänen unter katholische Fürsten gekommen, welche jedoch keinen religiösen Übertrittszwang ausübten. Die von dem gelehrten Rumänen Eudorius Hurmuzaki gesammelten Dokumente für die Geschichte seines Volkes bezeugen, daß sich in Ungarn zu verschiedenen Zeiten wenigstens einzelne Gruppen katholischer Rumänen, obwohl bereits mit orientalischem Ritus befaßt, für dessen Wahrung der Heilige Stuhl väterliche Maßnahmen traf, z. B. in einigen Fällen den lateinischen Bischöfen die Bestellung eines eigenen Generalvikars oder Hilfsbischöfs für jenen Teil ihrer Herde auftrug.

Im Fürstentum Moldau nahm gegen Anfang des 14. Jahrhunderts der Hospodar Batzko den katholischen Glauben an und errichtete sogar in der Nähe der altmoldauischen Hauptstadt Sucrawa, in Sereth, ein katholisches Bistum, welches später nach Bakau in der Mittelmoldau und in jüngster Zeit nach Jassy übertragen wurde.

Der größte Fürst der Moldau, Stephan IV. der Große (1457—1504), war nach den von Ardeleanu beigebrachten Dokumenten mit dem Heiligen Stuhle in Verbindung und wird vom Papste in einem Schreiben sogar als „geliebter Sohn“ angeredet.

Unter die Beschlüsse des Florentiner Konzils setzten die kirchlichen Vertreter der Moldau und Walachei ihre zustimmende Unterschrift, deren anhaltende Nachwirkung sich leider nicht feststellen läßt.

Im 16. und 17. Jahrhundert sehen wir auf dem moldauischen Fürstenthule einige katholische Herrscher, z. B. Peter den Lahmen, welcher sogar die Gesellschaft Jesu in sein Land berief. Die beiden Ordensresidenzen in Jassy und Cotnar hielten sich in der Folge bis zu ihrer Auflösung durch das Breve Klements' XIV. im Jahre 1773. Der katholische Fürst Simon Movila hatte in seiner Epoche neben sich auf dem Metropolitanstuhle von Jassy einen persönlich katholischen Metropolitan, Gregor Morila, welcher in Rom die Beibehaltung des julianischen Kalenders auch für die lateinischen Katholiken erwirkte, mutmaßlich, um so die Annäherung der Nichtkatholiken möglichst zu fördern. Bedauerlich konnte der von den besten Absichten beseelte Prälat keine weiteren Erfolge erzielen.

Nach den von Hurmuzaki beigebrachten Dokumenten erreichten die in der Moldau seit dem Ende des 13. Jahrhunderts als Missionäre beschäftigten Franziskaner-Konventualen, besonders im 15. Jahrhundert, auch unter der nichtkatholischen Bevölkerung Bekehrungen einiger Gemeinden. Zum größten Schaden der Kirche gestattete jedoch die schon unter dem Sohne Stephans des Großen, Bogdan III. (1504—1517), durch freiwilligen Vorschlag desselben Fürsten Suzeränin der Moldau gewordene Türkei bald nicht mehr das ständige Verweilen eines katholischen Bischofs im Lande, weshalb die dafür bestimmten Oberhirten gezwungen waren, ihren Sitz im benachbarten Polen zu nehmen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts entsandte so die Propaganda in Rom nach der Moldau nur besondere, mit dem bischöflichen Charakter bekleidete Visitatoren, welche die bescheidenen katholischen Gemeinden besuchten, firmten und dann das Land wieder verlassen mußten. Unter ähnlichen Verhältnissen wirkten in der Walachei die Minoriten von der strengerem Obervanz.

In Siebenbürgen, welches bei dem gewaltsamen Vordringen des Islams türkisches Vasallenfürstentum geworden war, doch nach Bewältigung der Osmanen und Wahl des Kaisers Leopold I. zum Landesherrn in Personalunion mit Österreich trat, schlossen sich die in ihrem religiösen Bekenntnis durch die eigene, mehr ständisch gestaltete Landesregierung nicht einmal vollrechtlich anerkannten Rumänen, unter der Führung des letzten ihnen

² So die katholische Monatschrift *Sentinela Jassy* XI/XII, 1922.

noch belassenen Bischofs am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts, mit Beibehaltung ihres Ritus, ihrer Disziplin und eigenen Hierarchie, an die katholische Kirche an und erlangten so durch das kaiserliche Patent auch die vollen bürgerlichen Rechte der Katholiken. Wurde die Zahl der katholischen Rumänen durch gewalttätige Agitation serbischer und walachischer Popen unter dem Einfluß Rußlands während des Siebenjährigen Krieges in dem von kaiserlichen Truppen entblößten Lande auch verringert, so war die innere Kraft der katholisch gebliebenen Mehrheit doch so bedeutend, daß sie bald zur Beschaffung einer besondern, oben bereits erwähnten Kirchenprovinz führte und durch ihre von den katholischen Bischöfen gegründeten Anstalten, namentlich durch das Gymnasium in Blasendorf, den ersten und gewaltig wirkenden Anstoß zur Erweckung des eigenen nationalen Lebens der Rumänen gab, welches in den Donaufürstentümern unter dem Druck der vertragswidrig dem Lande aufgezwungenen Phanariotenfürsten völlig erstarben war.

Aus den Reihen der jungen Kleriker des unter dem Schisma fast verfallenen, in der katholischen Einheit aber neu aufblühenden Basilianerordens sandten die rumänischen Bischöfe die besten Talente in die Propaganda nach Rom, wo die Jünglinge sich ihrer Zugehörigkeit zu Rom in kirchlicher und völkischer Beziehung nachdrücklich bewußt wurden. Gerade die dieser Quelle entsprungenen literarischen Werke der siebenbürgischen Basilianer legten den Grund zur rumänischen Literatur; drei Basilianer, Johannes Miku, auch Klein genannt, Petrus Major und Georg Schinkai, werden von allen Rumänen das Dreigestirn am Himmel der heimatischen Literatur genannt. In neuerer Zeit finden wir unter den katholischen Rumänen Siebenbürgens hervorragende wissenschaftliche Größen, wie Papiu Ilarianu, Timotheus Cipariu und den Historiker Moldovanu. Die Verdienste der katholischen Bischöfe des Landes aber sind so bedeutend, daß ein katholischer Schriftsteller 1886 in einem literarischen Kampfe vor dem ganzen rumänischen Volke die Forderung aufstellen konnte, man möge auf eine Schale der Wage die kulturellen Leistungen eines einzigen katholischen Bischofs der rumänischen Kirchenprovinz, auf die andere aber die Leistungen aller nicht untertenen Bischöfe des rumänischen Volkes legen und zusehen, welche Schale das Übergewicht gewinne. Eine Antwort in widerlegendem Sinne blieb aus.

Wie die neue Regierung Großrumäniens sich zur katholischen Kirche stellen wird, kann nur die Zukunft lehren.

Die Synode der rumänischen Staatskirche hat bereits vor ungefähr einem Jahre die Einführung des gregorianischen Kalenders, auch für das kirchliche Leben, mit Beginn vom 1. Oktober 1924 an beschlossen. Ohne diesen Schritt als einen eigentlich religiösen anzusehen, können wir denselben dennoch auf das wärmste als eine beträchtliche Förderung der Annäherung der rumänischen nichtunierten Christenheit an die katholische Kirche begrüßen.

Nicht hoch genug können nebenbei die Worte des Bukarester Universitätsprofessors Dnişphor Ghibu eingeschätzt werden, durch welche derselbe sich in der weitverbreiteten Tageszeitung „Univerşul“ vom 5. Dezember 1923 über die Vereinigung der rumänischen Staatskirche mit der katholischen Kirche u. a. folgendermaßen ausspricht: „Wenn die Umstände einer ungünstigen Vergangenheit uns an der Verwirklichung der Vereinigung der beiden rumänischen Kirchen gehindert haben, wäre jetzt, wo wir frei in unserem Willen sind, nicht die beste Gelegenheit, dieses Werk zu versuchen? Oder betrachten wir dasselbe rundweg als unnütz oder unmöglich? Aber so etwas kann niemand behaupten und behauptet es auch nicht. Das Werk ist unsäglich nützlich und nötig, und es ist möglich, weil es nur von uns abhängt.“

„Haben wir die große Politik aller Rumänen verwirklicht, können wir nicht auch die religiöse verwirklichen, welche ausschließlich von uns abhängt? Ich glaube, ja, wir können es, nur: rühren wir uns ein wenig, arbeiten wir dafür!“

„Ebenso, wenn Umstände der Vergangenheit uns an der Wiederherstellung der religiösen, christlichen Einheit mit unsern Brüdern im Westen behindert haben — und die Beweggründe der Behinderung waren mehr politischer Natur, die Abhängigkeit von der Türkei und Rußland —, hat der Verbleib in unserer Isolierung heute noch einen Sinn, wo die Hindernisse der Vergangenheit gewichen sind?“

„Die Tatsache, daß wir Jahrhunderte nacheinander gegen den Katholizismus im Westen kämpften, kann nach sachlicher Beurteilung keinen Beweggrund bilden, um auch für die Zukunft dasselbe Verhalten zu bewahren. Haben wir nicht auch auf politischem und militärischem Gebiete gegen unsere lateinischen Brüder aus dem Dyzident gekämpft? Haben unsere siebenbürgischen Jünglinge sich nicht tapfer Napoleon entgegengestellt, und jener reine militärische Ruhmesstern des rumänischen

Siebenbürgen, Baron Urs von Margina — hat er sich in den Augen unseres Volkes nicht gerade durch seine Tapferkeit gegen die Italiener ausgezeichnet, welche er im Kampfe bei Solferino als österreichischer Offizier 1859 besiegte? Wenn uns aber ein unglückseliges Geschick zum Kampfe gegen unsere Stammesbrüder in der Vergangenheit verpflichtete, folgt etwa hieraus für uns dasselbe Verhältnis für ewig? Die Stimme des Blutes hat in einem historischen Augenblick die Annäherung an diejenigen geheißt, welche wir für Feinde hielten, wir haben uns genähert, und dank dieser Annäherung haben wir den höchsten Gipfel unseres Ruhmes erklimmen.

„Dieselbe Pflicht legt sich uns in religiösem Bereiche auf: wir müssen die religiöse Einheit mit den Franzosen und Italienern herstellen.

„Für denjenigen, welcher sich nähere Rechenschaft von dieser Aufgabe gibt, ist die Lösung mehr als einfach: die religiöse Wiedervereinigung kann unter denselben uns günstigen Bedingungen wie die stattgefundene politische vor sich gehen. Frankreich und Italien haben uns nicht zu ihren Vasallen auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete gemacht, sie werden uns dazu auch nicht auf religiösem Gebiete machen, im Gegenteil, sie werden alle Mittel suchen, um uns alle Bedingungen zu erfüllen, welche unsere Überlieferung und unsere geschichtliche Aufgabe erfordert.“

Geben wir uns der Hoffnung hin, daß das rumänische Volk diesen Mahnruf um so weniger überhören wird, je mehr es seine innere nationale Wiedergeburt, wie oben bemerkt, der katholischen Kirche und sogar im engeren Sinne Rom verdankt.

Felix Wiercinski S. J.

Das Korbiniansfest zu Freising.

In der bayrischen Hochebene, unmittelbar an der Bahnlinie, die München über Hof mit dem Norden verbindet, erhebt sich der Freisinger Domberg. Nicht allzuvieler unter den zahllosen Fremden, die Tag um Tag in den D.-Zügen vorüberfahren, dürften wissen, daß dieses Freising seit den Zeiten St. Korbinians, seit 1200 Jahren, als Pflanzstätte und Hochburg der Kulturgeschichte Altbayerns ehrfürchtig zu begrüßen ist. Von der Bahn aus gewahrt man als Bekrönung des Domberges zwei schlichte, altertümliche Kirchtürme. Und niemand sieht von außenher der Kirche selbst es an, daß sie ein Wunderwerk des Barock umhagt, des bayrischen, des Alamschen Hochbarock. Hin und wieder verläßt ein weitgereister Jünger oder

Meister der Kunstwissenschaft den Zug und steigt den Domberg hinan. Kommt er vom Asphaltboden der Großstadt, so regt schon die steile Bergstraße mittelalterliche Stimmung an. Betritt er den Domhof und begibt sich in die Domborhalle, nehmen Erinnerungen an die staufische Kaiserzeit sein Sinnen gefangen; dort das Standbild des großen Babenbergers, des Bischofs Otto von Freising (†1158), des Dheims Barbarossas; hier die Porträtfiguren eben dieses Kaisers und seiner Gemahlin Beatrix. Durch das Innenportal und noch ein paar Schritte weitergehend erlebt jeder mann, zumal an sonnigen Tagen, die geradezu überwältigende Kontrastwirkung zwischen dem Halbdüster, das man verläßt, und der strahlenden Herrlichkeit, die sich auftut, zwischen dem einengenden Ernst der Vorhalle und der befreienden Weiträumigkeit des Dominnern mit seiner Pracht, der fürstlichen, festlichen, fröhlichen. Ein in Kunstfragen fachlich nicht geschultes, allem Schönen aber aufgeschlossenes Menschenkind sagte an dieser Schwelle des Dominnern: „Hier jubiliert aber nun auch alles“, und ein kunstsiniger Priester aus einer an Denkmälern hoher Baukunst reichen Nachbardiözese, zum ersten Mal das Gesamtbild vom Hochaltar aus in sich aufnehmend, meinte: „wie ein Stück Himmel, das herabgefallen wäre“. Keinen Moment hafet der Eindruck „Festsaal“. Der Blick durchfliegt das Mittelschiff, die Freitreppe, den Chor und rastet in der Anschauung des Hochaltars. Und schon wird man inne, daß alles für den Hochaltar da ist und ein Gloria in excelsis anstimmt zur heiligen Handlung am Hochaltar; als sänge die schwebende Zierkunst der einen Seite laudamus te, als antwortete es von der Gegenseite benedicimus te, als klänge es von überallher adoramus te. Der erste Umblück gewahrt im Erdgeschoß fünf Schiffe, deren drei im Mittelgeschoß, während das Hauptschiff so hoch emporragt, daß es nach Licht, mehr Licht, einem Meer von Licht zu dürsten scheint. Die freie Lage auf Bergeshöhe, die großen Fenster des Hochgeschosses, die kleineren des Mittelgeschosses lassen denn auch Gluten von Sonnengoldlicht herein, vom Aufgang frühmorgens an bis in die späten Nachmittagsstunden, in wechselvollem Beleuchtungsspiel beim gleitenden Einfallswinkel. Ein wunderbares Lichtfrescendo vom Erdgeschoß bis zum Tonnengewölbe. Wogender Goldglanz umkost die verschwenderisch ausgeschüttete Zierkunst, die den Stein von Erden schwere befreit und hellste Farbentöne anstimmt. Einen „Lichtfang“ nannte Hermann Bahr das Dominnere. Man gedenkt des Wortes, daß dem Himmelslicht